

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt.
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 44. 1898.

Wilde Gluthen.

Novelle von **Emma Merk.**

1. (Nachdruck verboten.)

„Du nimmst diese Einladung beim Bankier Raff doch nicht an, Herni? Du weißt ja, ich mag diese Leute nicht und will nicht, daß Du mit ihnen verkehrst."

Der junge Mann sprach mit erregtem Gesicht und zerknitterte eine goldgeränderte Karte, die er auf dem Schreibtisch seiner Verlobten gefunden hatte.

Sie sah ihn halb lachend, halb trotzig an und zuckte die Achseln. „Warum nicht?"

„Weil mir diese Geldmenschen unausstehlich sind, und weil Du in der Gesellschaft unfehlbar mit dem Direktor Krotte zusammentreffen würdest. Er ist mir der Allerverhaßteste!"

„Sei doch ehrlich, Leo!" unterbrach sie ihn lachend. „Weil Du eifersüchtig bist, soll ich zu Haus bleiben."

Mit einem muthwilligen Blick in sein Gesicht warf sie den schönen Kopf zurück und nahm ihm die mißhandelte Karte aus der Hand.

„Ist Dir das Opfer dieser Gesellschaft so groß?" fuhr er leidenschaftlich auf, und in seine jungen, scharfen Züge schoß das heiße Blut.

„Nein," erwiederte sie nun ernst, „aber es ist nicht nöthig, daß ich ganz mit Deinen Augen sehe und Alles verurtheilen und bei Seite werfen muß, was Dir mißfällt."

„Hast Du mich lieb oder nicht — nur darum handelt es sich!"

„Aber Leo! Weil ich einen Menschen lieb habe, brauche ich doch nicht vollkommen meinen freien Willen aufzugeben. Verlange ich das von Dir? Wann wirst Du endlich einsehen —"

„O, ich sehe genug! Gerade genug! Du weißt, daß ich mich aufreibe vor Eifersucht an jedem Abend, wo Du auf der Bühne stehst, und Hunderte von Augen Dich anglotzen dürfen, und dennoch ersparst Du mir nicht einmal jene bitteren Stunden, die sich leicht verhüten lassen würden; dennoch bist Du taub gegen jede Bitte —"

„Wann wäre ich für eine Bitte taub gewesen, Leo? Aber Du bittest ja nicht, Du befiehlst. Ich lasse mir aber nicht befehlen. Blindlings gehorchen will ich nicht, werde ich nicht! Darüber mußt Du Dir klar sein. Wenn Deine Frau eine demüthige Sklavin sein soll, warum hast Du dann nicht ein sanftes, schüchternes Ding gewählt, das seinen Chamisso auswendig kann und hingebend seufzt: „Will als niedere Magd ihm dienen!" Mich hat dieser Satz immer in tiefster Seele empört. Solch' ein Weib bin ich nicht, werde ich nie, niemals! Mein Wille ist so berechtigt wie der Deine, — das ist mein Grundsatz, und davon weiche ich nicht ab, wenn Du mich auch noch so zornig anfunkelst, noch so wüthend anschreist!"



Ernst van Dyck als „Lohengrin".
Nach einer Photographie aus dem k. k. Hofatelier Adèle in Wien. (S. 347)

Nach diesen Worten war schwüles Schweigen in dem Gemach. Leo stand am Fenster und kämpfte gegen den Zorn, der ihm böse Worte auf die Lippen drängen wollte. Es war immer die alte Geschichte. Er verbrachte die Tage in Sehnsucht nach dem kurzen Zusammensein mit Herni, das ihm vergönnt war, und dann machte irgend ein eifersüchtiger Gedanke ihm die Stirne heiß und weckte die bösen Geister zwischen ihnen.

Herni hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und blätterte in ihrer Rolle. Ihr blauschwarzes Haar, das sich tief an die Stirne schmiegte, war gegen die herkömmliche Mode in flachen, welligen Scheiteln über die Ohren gekämmt und tief im Nacken in einen dichten Knoten verschlungen. Das gab dem schönen Mädchenkopf mit den groß gezeichneten, klassisch reinen Linien, einen ernsten, strengen Ausdruck, besonders wenn die Lippen sich, wie in diesem Augenblicke, fest aufeinander drückten und die dunklen Brauen sich stolz zusammenzogen.

Zwischen den Beiden war ein greller Sonnenstreifen. Er deckte an der schlichten Einrichtung des möblirten Zimmers manche schadhafte Stelle auf; dazwischen blitzte aber auch viel eleganter Tand, schimmerten hellseidene Kissen, buntgestickte Deckchen, die den nüchternen Hausrath auszuschmücken und zu verhüllen hatten. Als das scharfe Licht nun über welke Kränze mit langen Schleifen bis zu dem großen

Spiegel hingeglitten war, zuckten regenbogenfarbene, blendende Reflexe an den Wänden hin, über Herni's Heft. Ungeduldig sprang sie auf, um den Vorhang fester zu schließen.

Wie sie nun in ihrem königlichen Wuchs in dem kleinen Zimmer stand und ihre dunklen Augen sich mit einem fragenden Blick langsam auf Leo richteten, da fühlte er wieder in begeisterter Bewunderung, daß er von diesem schönen, stolzen Weibe keine Unterwerfung fordern durfte. Mit dem raschen Stimmungswechsel seines leicht erregbaren Naturells war er in diesem Augenblick bereit, sich vor ihr niederzuwerfen, ihr die Hände zu küssen, sich ganz klein und bescheiden vor ihr zu fügen, wenn sie ihn nur lieb hatte.

So war's immer zwischen ihnen: Sturm und Gewitter und dann wieder eine heiße Sonne der Versöhnung.

Vor wenigen Wochen erst hatten sie sich heimlich verlobt. Herni Waldram war als tragische Schauspielerin an dem Hoftheater der Stadt engagirt. Leo Eisolt, der sein väterliches Erbtheil schon in Händen hatte und vollständig unabhängig in der Welt dastand, hatte vor Kurzem sein Staatsexamen gemacht und wollte sich als Rechtsanwalt niederlassen. Es lag ihm daran, etwas zu sein und eine gewisse Stellung einzunehmen, ehe er seine Verlobung mit dem schönen, gefeierten Mädchen bekannt gab. Herni hatte ihm, ehe sie ihre Hand in die seine legte, erklärt, daß sie niemals ihrer Kunst entsagen wolle, und in seiner Seligkeit über das Geständniß ihrer Neigung, in dem Glücksrausche der ersten Küsse war Leo auch zu dem Versprechen bereit gewesen, ihrem Talente freie Bahn zu lassen. Aber mit jedem Tage fühlte er klarer, daß er sich mit dieser Einwilligung Unerträgliches zugemuthet, daß es ihn elend machen würde, sein Weib auf der Bühne zu wissen, und er hoffte noch zu erringen, daß sie ihren Beruf ihm zu Liebe opferte, wenn er auch nicht direkt sein Wort zurücknehmen wollte.

Es war ein unausgesprochenes, aber stetes Ringen um die Macht über ihre Seele, mit dem er sich und sie quälte.

„Verzeih', Herni," sagte er nach hartem, innerem Kampf. „Ich habe wohl nicht den richtigen Ton getroffen. Ich bitte Dich also —"

„Du weißt sehr wohl, daß ich Alles gern thue, um was Du mich bittest," sagte sie mit einem warmen Blick in sein erregtes Gesicht. „Aber wenn ich zu den Leuten hingegangen wäre, was läge daran? Glaube doch endlich, daß sie mir gleichgiltig sind, Alle, Alle! Wirklich, es macht mich traurig, Leo, daß Du das Eine nicht lernen kannst, was doch in unserem Verhältniß zu einander so dringend nöthig wäre: Vertrauen."

Er erfaßte ihre Hände und schaute ihr tief in die Augen.

„In solchen seligen Minuten, wenn ich Dir nahe bin, wenn Du mich ansiehst wie jetzt, Liebste, dann sind ja alle bösen Zweifel fort," sagte er leise. „Dann meine ich, Deine Seele zu kennen so gut wie Dein liebes Gesicht."

Ihr Lächeln, der lange Blick, in dem ihre Augen ineinander tauchten, berauschten ihn völlig. Leidenschaftlich umschlang er sie. Sie überließ sich eine Weile seinen ungestümen Küssen. Dann bog sie den schönen Kopf zurück und wehrte ihm lachend ab.

„Genug, genug, Du Tollkopf! Uebrigens hast Du ja noch nicht eine Zeile heute gelesen!"

Da sie ihre Verlobung noch geheim halten wollten, hatten sie vereinbart, daß Leo, um einen Vorwand für seine täglichen Besuche zu haben, angeblich Vortragsstunden bei der Schauspielerin nehmen sollte.

„Aber das ist auch wirklich nicht von mir zu verlangen," versetzte er. „Uebrigens täuschen wir wohl auch Niemand mit der kleinen Lüge. Mein Freund Gustav wenigstens —"

„O, Dein Orakel, der kleine Graf Lindheim? Nun, was hat er denn wieder Kluges bemerkt?"

„Er neckt mich beständig mit meiner unglücklichen Liebe zu Dir."

Sie lachte. „Ihm muß es natürlich auffallen, daß Du nicht mehr für ihn allein auf der Welt bist. Früher sollst Du ja hinter ihm hergelaufen sein wie sein Schatten! Freilich ein drolliger Schatten! Du mit Deiner Hünengestalt, und das winzige Lieutenantchen, das aussieht, als sei es eben der Kadettenschule entlaufen."

„Auf die Größe kommt es nicht an. Gustav ist ein famoser Kerl; fabelhaft welterfahren für sein Alter."

„Na, ein gründliches Selbstbewußtsein scheint er zu haben nach Allem, was ich höre. Mir ist's nur verwunderlich, wie ihr euch befreunden konntet."

„Wir waren schon als Knaben die besten Kameraden von der Welt! Er hat mir mit seiner Schlauheit geholfen, ich ihm mit meinen Fäusten."

„Eigentlich ist es gar nicht höflich, daß Du mir Deinen Freund noch nicht vorgestellt hast. Einen Menschen, für den Du so schwärmst, sollte ich doch kennen."

„O, das ist gar nicht nöthig," sagte Leo mit ganz veränderter Miene.

„Ich glaube wahrhaftig, Du bist sogar auf Deinen Freund eifersüchtig," sagte Herni mit staunendem Kopfschütteln. „Nein, was Du für ein Mensch bist!"

„Du hast eben gar keine Ahnung, wie die Damen den Grafen Lindheim verwöhnen. Er besitzt eine gewisse Dreistigkeit, die vom besten Erfolg zu sein scheint."

Leo's Ton war plötzlich wieder bitter und heftig geworden.

Herni mußte am nächsten Tage lebhaft an dieses Gespräch mit ihrem Verlobten denken, denn Graf Lindheim schickte um die Mittagsstunde seine Karte herein und bat, sie sprechen zu dürfen. Leo hatte ihr am Morgen angezeigt, daß er in einer Erbschaftsangelegenheit verreisen müsse und, wenn er zu dem Termin richtig eintreffen wolle, keinen Abschied mehr nehmen könne.

Mit neugierigem Interesse empfing sie Leo's Freund.

Graf Lindheim war in der That keine imposante Erscheinung, aber sein Auftreten war so gewandt, die klugen Augen über dem pfiffigen Näschen pflegten sich so scharf und fest auf eine Person zu richten, es zuckte ein so spottlustiges Lachen um seinen Mund mit dem kleinen blonden Schnurrbart, daß der junge Offizier durchaus keinen unbedeutenden Eindruck machte. Viele fanden ihn unausstehlich und arrogant. Uebersehen wurde er nicht leicht.

„Ich komme mit einer Bitte, verehrtes Fräulein," sagte er, auf dem angebotenen Stuhle Platz nehmend. „Wenn Sie gestatten, falle ich gleich mit der Thür in's Haus. Wie Sie wissen, soll in den nächsten Tagen ein Bazar zum Besten der Ueberschwemmten stattfinden und mit einem Prologe eröffnet werden. Die Verse sind von einem pensionirten Obersten, der sich das Dichten angewöhnt hat. Und nun denken Sie: man versteht in der Mitte des Saales schon kein Wort von dem Prolog, denn die Baronin Decken, die ihn sprechen sollte, hat den besten Willen, aber absolut keine Stimme. Der Dichter ist außer sich, das Comité in peinlicher Verlegenheit. Sie allein können uns helfen! Der Prolog muß unbedingt von einer Künstlerin gesprochen werden. Unsere Wahl ist auf Sie gefallen. Wo fände sich eine zweite Erscheinung, die wie die Ihre sich dazu eignete, die ernste, rührende Gestalt der Barmherzigkeit zu verkörpern?"

Herni zögerte mit der Antwort. Leo's Freund gefiel ihr weit besser, als sie erwartet hatte, und sie wollte ihm nicht gerne seine Bitte abschlagen, aber ihr ahnte, daß ihr Verlobter ihr Auftreten mißbilligen, einen neuen eifersüchtigen Sturm heraufbeschwören würde.

„Ich bat schon gestern meinen Freund Leo Eisolt, der ja die Ehre hat, mit Ihnen bekannt zu sein, Ihnen die Sache vorzutragen," setzte Lindheim hinzu.

„Er hat keine Silbe erwähnt," sagte Herni überrascht.

„Er lehnte auch in Ihrem Namen sofort auf das Schroffste ab. Aber ich ließ mich nicht schrecken, wie Sie sehen!" Der Graf schaute dabei sehr fest in Herni's Gesicht, in das eine feine Zornesröthe gestiegen war, das sich verdüstert hatte. „Ich glaube nämlich, verehrtes Fräulein, daß Ihr Wille nicht leicht zu beeinflussen ist. Ich meine sogar, daß Sie sehr bestimmt Ihrer eigenen Meinung folgen."

War der Graf ein so gewiegter Frauenkenner, daß er mit schlauer Absicht den Trotz des stolzen Mädchens zu erwecken wußte, oder hatte er zufällig den Streitpunkt zwischen ihr und Leo getroffen? Jedenfalls hätte er mit keiner noch so dringenden Bitte seine Zwecke besser fördern können, als mit dieser ruhig hingeworfenen Bemerkung.

Herni war empört. Wie? Leo prahlte vor seinen Kameraden mit seinem Einfluß über sie? Er spielte sich als ihren Vormund auf vor den Anderen? O, sein Freund und auch er selber sollten sehen, wie wenig sie unter seiner Herrschaft stand.

„Ich übernehme den Prolog, Herr Graf," sagte sie rasch entschlossen.

Er küßte ihr mit freudigem Dank die Hand und wußte sie in der kleinen Viertelstunde, die er noch blieb, mit seinem witzigen Geplauder vortrefflich zu unterhalten.

Als Leo am nächsten Vormittag direkt von der Bahn zu seiner Braut gelaufen kam, sagte ihm die Dienerin, das Fräulein sei in der Probe.

„In der Probe?" frug er sehr enttäuscht. „Aber heute Abend ist Oper. Irren Sie sich auch nicht?"

„Nein, Herr Graf Lindheim hat das Fräulein in einem Wagen abgeholt. Aber ich glaube, die Probe ist nicht im Theater, sondern im Odeon. Wenigstens sagte das Fräulein —"

Leo rannte die Treppe hinab. Schon in diesem Augenblicke begann die Fiebertemperatur in ihm zu glühen, die sich von nun an immer wilder und heftiger steigerte.

Im Odeon, wo der Bazar stattfand, der um die Mittagsstunde eröffnet werden sollte, herrschte eine aufgeregte Vorbereitungshast. Die Tapezierer und Gärtner waren da und dort noch mit dem Dekoriren beschäftigt. Kostümirte Damen, die an den Buden zu verkaufen hatten, liefen in dem Gewühl hin und her. Man schob sich fragend, suchend, rufend durcheinander. Die Künstler, welche die Ausschmückung des Saales, die „lebenden Bilder" übernommen, hatten verstaubte Röcke und erhitzte Gesichter. Und während im Saale noch das größte Chaos herrschte, drängte sich auf der Treppe schon das neugierige Publikum heran, das, um den Anfang nicht zu versäumen, sich ein paar Stunden des Wartens nicht verdrießen ließ.

Leo hatte Mühe gehabt, Einlaß zu finden. Einem Herrn, der ihn frug, ob er zu dem Comité gehöre und im Saale zu thun habe, schrie er mit so zornfunkelnden Augen ein „Ja" entgegen, daß dieser vor dem gereizten jungen Riesen achselzuckend bei Seite wich. Aber nun gab es die weitere Schwierigkeit, unter all' diesen Menschen Herni zu finden und in ihre Nähe zu gelangen. Er drängte sich einfach, allen Hindernissen Trotz

bietend, alle Höflichkeit gegen Gruppen von plaudernden Damen mißachtend, zu der Bühne durch, hinter deren Vorhang er das geliebte Mädchen wohl vermuthen durfte.

Aber als er sie nun endlich sah, steigerte sich erst recht seine Unruhe. Strahlend schön erschien sie ihm in dem weißen griechischen Gewand von weichem, duftigem Stoffe. Doch sie war ganz umringt von Fremden. Noch war er ja vor der Welt nicht ihr Bräutigam; noch hatte er kein Recht auf den Platz an ihrer Seite. Diesen Platz nahm sein Freund Gustav ein. Er schien unter all' diesen Baronessen, Grafen und Gräfinnen die Rolle des Vertrauten Herni's zu spielen, ihren Führer und Freund in dem auch für sie fremden Kreise, in welchen sie durch ihre schauspielerische Aufgabe gerathen war.

Zum ersten Mal im Leben ärgerte sich Leo über eine gesellschaftliche Bevorzugung, welche dem kleinen Grafen durch seine aristokratische Geburt eingeräumt wurde. Bisher war es ihm noch niemals aufgefallen, daß er irgendwie hinter Gustav zurückstehe. Im Gegentheil, er hatte sich stets seinem adeligen Freund überlegen gefühlt, weil er schon als Schuljunge über mehr Taschengeld verfügt hatte, als der Andere, und nun seit Jahren ein ganz ansehnliches Vermögen besaß, während der arme Graf tief in Schulden steckte. Heutzutage bedeutet ja Besitz viel mehr für die Lebensstellung und das Behagen, als ein Titel.

Nun aber trennte ihn der Kreis, welcher an der Spitze des Unternehmens stand, wie ein Wall von der jungen Schauspielerin, die ihm nur einen flüchtigen Gruß sagen, ihm nur mit den Augen zunicken konnte. Jenseits des Walles aber war sein Freund Gustav und machte sich wichtig und plauderte mit dem Mädchen wie ihr ältester Bekannter.

Ein Gefühl des eifersüchtigen Hasses gegen ihn stieg in Leo auf. Fräulein Waldram war schon am vorhergehenden Tage von den anwesenden Künstlern, von den Damen bestürmt worden, auch bei den lebenden Bildern mitzuwirken, von welchen man sich eine große Einnahme für den Bazar versprach und die mehrere Male wiederholt werden sollten. So war sie denn vollständig von ihrer Aufgabe in Anspruch genommen.

Um die Mittagsstunde war der Saal ganz mit Menschen angefüllt, die Eröffnung des Bazars fand statt, und ein Beifallssturm erhob sich nach dem Prolog. Die wundervolle Stimme der jungen Künstlerin hatte die Herzen ergriffen. Und Leo, der am liebsten zu ihr hingestürzt wäre, durfte ihr nicht einmal die Hand drücken.

Dann war Herni mit Umkleiden beschäftigt. Er hatte Mühe, sich zu den lebenden Bildern überhaupt durchzudrängen und stand da, eingekeilt im dichtesten Gewühl mit wachsendem Groll und erregtem Blut. Es fand sich keine ruhige Minute, in der er ihr allein ein vertrautes Wort zu sagen vermochte. Vielleicht wäre Herni im Stande gewesen, sich ab und zu für eine kleine Weile von den Menschen loszumachen, die ihr vorgestellt sein wollten, die die Gelegenheit nützten, mit der gefeierten Schauspielerin einmal zu sprechen. Aber sie bemerkte wohl, wie dunkel Leo's Augen glühten, in welch' zorniger Gemüthsstimmung er sich befand, und fürchtete einen unangenehmen Auftritt. Sie wollte die unausbleibliche Auseinandersetzung lieber in ihr ruhiges Gemach, auf eine stillere Stunde verschieben.

So blieben sie sich fern. Sie fuhr am Abend mit der Gräfin Bodenhan weg; Graf Lindheim begleitete die Damen. —

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — lief Leo in aller Morgenfrühe zu Herni. Sie schlief noch. Als er eine Stunde später wiederkam, war sie fort, in's Odeon. Er stürmte hin, aber er fand verschlossene Thüren. Man hatte, wegen übergroßen Menschenandranges, die Zugänge absperren müssen, bis der Saal sich wieder leerte, und Platz vorhanden war.

Seine eifersüchtige Phantasie quälte ihn mit den tollsten Vorstellungen, während er in frostigem Frühlingswetter und brennender Ungeduld vor dem Hause wartete, das die Geliebte umschloß. Es war ihm, als würde sie ihm entrissen, wenn er nicht in ihre Nähe käme.

Und in der verzweifelten Stimmung, in welche ein leicht erregbarer Mensch durch das Warten geräth, schlug durch einen bösen Zufall nun auch noch der Name der Schauspielerin an sein Ohr. Zwei vor ihm stehende Damen unterhielten sich halblaut, aber mit so spitzen Stimmen und in so eifriger Entrüstung, daß ihm kein Wort entging, nachdem er einmal aufmerksam geworden war.

„Hast Du das Neueste schon gehört? Die Waldram ist bis über die Ohren in den Grafen Lindheim verliebt. Was die Damen nur an dem Bürschchen finden? Aber mir hat eine Bekannte erzählt, es sei geradezu ein Skandal gewesen, wie die sich gestern im Bazar benommen hätten! Für keinen anderen Menschen hätte er mehr Augen und Ohren gehabt. Die Tochter jener Bekannten schwärmt nämlich auch für den Grafen Lindheim, und da wird sich die Mama wohl geärgert haben. Aber sie sagte, es hätte gerade noch gefehlt, daß die Beiden sich geküßt hätten vor aller Welt."

„Das haben sie wohl hinter dem Vorhang gethan," lachte die Andere.

„Ich würde der Waldram ein solches Benehmen nicht zugetraut haben."

„Mein Gott, eine Dame vom Theater!"

„Aber er kann sie doch nicht heirathen. Er hat ja nichts als Schulden."

„Wer weiß! Eine Schauspielerin ist oft eine gute Parthie. Er kann ja quittiren und sich von ihr erhalten lassen, wie so mancher Andere."

Die Lästerzungen ahnten nicht, welche Wirkung die bösen Worte, die sie so achtlos über die Lippen gleiten ließen, auf ein fremdes Ohr hatten, welch' ätzenden Giftstoff sie in ein fremdes Herz gossen.

Als Leo sich endlich den Zutritt erkämpft hatte, fand er seine Braut in Gesellschaft des Grafen Lindheim in der Restauration. Sie saßen an einem kleinen Tischchen. Herni trank eine Tasse Chokolade. Der Lieutenant leistete ihr Gesellschaft und machte ein sehr vergnügtes Gesicht.

Und als er nun auf Herni zutreten wollte, kam ein Herr hereingestürzt und rief: „Gnädiges Fräulein, ich bitte, es ist die höchste Zeit! Sie müssen sich ankleiden!"

Sie blieb ihm fern und unerreichbar, wie gestern. Herni mußte am Abend im Theater spielen. Nach der Vorstellung wartete Leo draußen vor der kleinen Thür, durch welche die Bühnenangehörigen herauskamen. Endlich erblickte er die hohe Gestalt in dem rothen Abendmantel. Sie trug den Kopf frei, die Haare nur lose zusammengesteckt. Ihr Gesicht war bleich.

Er stürzte auf sie zu. „Herni, ich muß mit Dir sprechen! Jetzt — jetzt gleich!"

„Ich falle um vor Müdigkeit," versetzte sie. „Ich kann heute nicht mehr reden, nichts mehr hören."

„Für alle Welt hast Du Zeit, nur nicht für mich!"

„Ich bitte Dich, Leo, nur jetzt keine Vorwürfe! Eine Scene mußt Du wirklich sparen für eine passendere Stunde." Sie stieg hastig in den Wagen, während er finsteren Blickes zurücktrat.

Ihr Ton war ungewöhnlich gereizt und ärgerlich. Sie hatte ihren Nerven in den letzten zwei Tagen zu viel zugemuthet und fühlte sich nun nach der kurzen, aber aufregenden Rolle so erschöpft, daß sie am liebsten zu weinen angefangen hätte.

Mit geschlossenen Augen, mit einem unbezwinglichen Bedürfniß nach Ruhe, saß sie im Wagen.

Als sie sich durch ein Glas Wein gestärkt, ging die nervöse Schwäche vorüber, und nun that es ihr bitterlich leid, daß sie Leo gekränkt hatte. Aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie Beide am nächsten Morgen ruhiger und klarer die zwischen ihnen obwaltende Verstimmung bekämpfen würden, als nach diesem angreifenden Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst van Dyck als „Lohengrin".

(Mit Porträt auf Seite 345.)

Der berühmte Tenorist Ernst van Dyck, den unser Bild auf S. 345 als Lohengrin darstellt, ist am 2. April 1861 in Antwerpen geboren. Er sollte ursprünglich Jurist werden, ging aber mit dem Wagemuthe der Jugend nach Paris, obwohl sein Vater ihm jede Unterstützung entzog, um sich der Musik zu widmen. Lamoureux wurde auf ihn aufmerksam und gewann den intelligenten, mit prächtigen Stimmmitteln begabten Künstler für seine berühmten Konzerte. 1887 sang van Dyck in der von Lamoureux durchgesetzten Lohengrin-Aufführung im Edentheater, die wegen der Ausschreitungen des aufgehetzten Pöbels vorläufig die einzige bleiben mußte, die Titelrolle. Hofkapellmeister Levi aus München, der jener Vorstellung beigewohnt hatte, bewog van Dyck, mit nach Deutschland zu gehen, wo er eifrig Deutsch lernte, um auch hier als Wagnersänger auftreten zu können. Er fand alsbald ein Engagement an der Wiener Hofoper, wo er unter Dr. Hans Paumgartner tüchtige Studien machte und rasch ein Liebling des Publikums wurde. Nachdem er 1888 und 1891 den Parsifal in Bayreuth mit glänzendem Erfolge gesungen, wurde er für eine Reihe von Lohengrin-Aufführungen an der Pariser Großen Oper gewonnen und trug durch seine Verkörperung des Gralsritters wesentlich dazu bei, der Sache Wagner's in Frankreich zu einem so glänzenden Siege zu verhelfen.

Henri Brisson.

(Mit Porträt auf Seite 348.)

Der in letzter Zeit so vielgenannte französische Ministerpräsident Henri Brisson, dessen Porträt unsere Leser auf S. 348 finden, ist in Bourges am 31. Juli 1835 geboren. Er studirte die Rechte, wurde dann Journalist und half das Kaiserreich bekämpfen. Nach dessen Sturz wurde er Adjunkt des Maire von Paris und nachher Mitglied der Nationalversammlung. Seit ihrer Auflösung, von 1875 an, war Brisson Mitglied der Kammer, zu deren Präsidenten er im November 1881 als Nachfolger Gambetta's gewählt wurde, als dieser sein sogenanntes großes Ministerium bildete. Nach dem Sturze Jules Ferry's im April 1885 trat Brisson an die Spitze der Regierung, doch erlag sein Ministerium schon im Dezember desselben Jahres einer Koalition der Rechten und der äußersten Linken. Im November wurde er abermals zum Kammerpräsidenten gewählt und blieb es, bis die Gemäßigten im Bunde mit der Rechten ihn im Juni 1898 durch Deschanel ersetzten. Gleich darauf betraute ihn der Präsident Faure mit der Bildung des neuen Ministeriums, in dem er außer dem Vorsitz auch noch das Portefeuille des Innern inne hat.

Schloß Bourscheid in den Luxemburger Ardennen.

(Mit Bild auf Seite 348.)

Die Nordhälfte des Luxemburger Landes wird von den Ketten der Ardennenberge durchzogen. Auf einem ihrer höchsten Gipfel erhebt sich Schloß Bourscheid (siehe das Bild auf S. 348), das auch in seinen Trümmern noch ein herrliches Muster mittelalterlicher Baukunst ist. Das Schloß wird bereits im 9. Jahrhundert genannt. Bis zum 13. Jahrhundert gehörte es dem Rittergeschlecht der Bourscheid und kam nach dessen Erlöschen in die Hände der Grafen v. Metternich. Während der französischen Revolution floh der Herr des Schlosses, dieses wurde ausgeraubt und fiel dann der langsamen Zerstörung durch den Zahn der Zeit anheim. Wildes Gestrüpp umrankt jetzt die geborstenen Mauern, die in ihrer Umrahmung von Eichengrün und Buchenwald einen höchst romantischen

Eindruck machen. Von droben hat man einen schönen Blick hinab in's Thal des Sauerbaches und auf zahlreiche bewaldete Berggipfel in der Nähe.

Allerheiligen in den Arkaden des südlichen Friedhofes in München.

(Mit Bild auf Seite 349.)

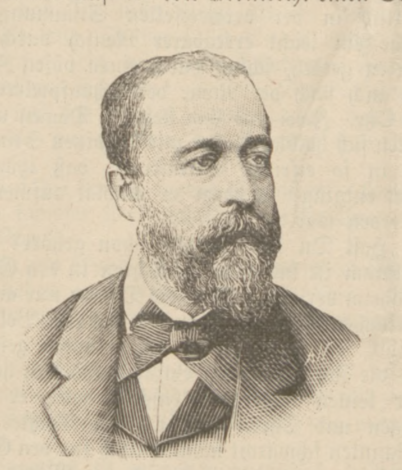
Unser Bild auf S. 349 versetzt uns in die Arkaden des Münchener südlichen Friedhofes vor dem Sendlinger Thor, der sich schon von Weitem durch ragende Portale, gewaltige Mauerlinien und Kuppeln von Kapellen und Grabdenkmälern ankündigt. Es ist der 1. November, der Allerheiligentag, der dem Allerseelentag vorangeht, und schon heute strömen Menschenscharen in Trauergewändern, Blumensträuße und Todtenkränze in den Händen, dem Friedhof zu. Ringsum ziehen sich die Arkaden, nach dem Friedhof offene Säulenhallen. Hier sind die Familienbegräbnißstätten vornehmer, reicher Leute, berühmter Münchener und anderer bedeutender, in dieser Stadt verstorbener Persönlichkeiten. Hier sieht man die kostbarsten Denkmäler und den üppigsten Grabschmuck. Tiefverschleierte Damen, deren Equipagen vor den Portalen warten, wandeln umher und knieen vor den Grabstätten. Die Lichter und Lampen, die überall in den Hallen und auf den Gräbern brennen, flackern, und der Weihwasserwedel ist in steter Thätigkeit. Hier findet man auch jene bezahlten Betweiber, eine Eigenthümlichkeit Münchens, die an diesem und dem Allerseelentage auf dem Friedhofe eine reiche Ernte halten.

Die Radikalkur.

Erzählung von Felix Lilla.

Nichts weniger als gute Freunde und getreue Nachbarn waren im Jahre 1806 der verwittwete Rentier Schultze und der ebenfalls verwittwete Hutmacher Rösicke, welche Beide als ehrsame Berliner Bürger und Hausbesitzer nebeneinander in der Mauerstraße wohnten. Ebenso feindselig gegeneinander waren sie gesinnt, wie etliche Jahrhunderte zuvor die eigensinnigen Häupter der edlen Familien Montecchi und Capuletti zu Verona.

Und wie einst der edle Montecchi einen Sohn



Henri Brisson. (S. 347)

Romeo hatte und der edle Capuletti eine schöne Tochter Julia, so hatte Herr Rösicke einen Sohn, der Emil hieß, und Herr Schultze eine Tochter, die schöne Pauline. Um die Aehnlichkeit mit der alten, auf Wahrheit beruhenden Liebestragödie, welche Shakespeare so poetisch verherrlicht hat, noch auffallender zu machen, waren auch Emil und Pauline heimlich einander in Liebe zugeneigt.

Am 14. Oktober 1806 erlitt das preußische Heer die furchtbare Niederlage bei Jena, wodurch Napoleon Herr des ganzen Preußenlandes wurde. Schon am zehnten Tage nach der verhängnißvollen Schlacht kam er selbst nach Berlin. Wie so viele andere wackere patriotische Männer gerieth auch der Hutmacher Rösicke durch dies traurige Ereigniß in Aufregung, und zwar in eine so hochgradige, daß ein Schlaganfall seinem Leben ein plötzliches Ziel setzte. Es zeigte sich, daß seine Vermögensverhältnisse gänzlich zerrüttet waren. Haus, Geschäft und Möbel mußten verkauft werden, um nur einigermaßen den Gläubigern gerecht werden zu können.

Emil Rösicke, der auf solche Art verarmte, war ein geschickter Porzellanmaler. Er lieferte hübsche Arbeiten, die er aber zu so niedrigen Preisen an Händler verkaufen mußte, daß er nicht viel bei seinem Geschäft verdiente.

Die Zeitverhältnisse waren so schlecht, daß damals nur wenige Berliner an's Heirathen dachten. Unter diesen Wenigen aber befand sich der wohlsituirte Weinhändler Wilhelm Reichardt, ein Freund des Rentiers Schultze. Ihm gefiel die schöne Pauline und vielleicht noch mehr das schöne Vermögen, welches sie einst zu erben hatte. Häufig besuchte er Schultze. Pauline behandelte ihn stets recht kühl, ihr Vater aber war gegen ihn die Freundlichkeit selbst. So hielt Reichardt es für das Vernünftigste, zuerst einmal bei dem Vater anzuklopfen.

„Herr Schultze," sagte er eines Tages zu ihm, „ich bin nun reichlich neununddreißig Jahre alt geworden und habe bisher als Junggeselle recht flott gelebt; ich denke, nachgerade wird's Zeit für mich, solide zu werden und mich nach einer Hausfrau umzusehen."

„Gewiß ein guter und richtiger Gedanke!" rief Schultze mit beifälligem Kopfnicken.

„Also ohne Umschweife, bester Herr Schultze!

Schloß Bourscheid in den Luxemburger Ardennen. (S. 347)



Allerheiligen in den Arkaden des südlichen Friedhofes in München. (S. 348)

Ihre schöne und anmuthige Pauline hat es mir angethan. Würden Sie etwas gegen meine Neigung einzuwenden haben?"

„Durchaus nicht, mein liebster Reichardt!"

„So ist denn nur noch die Meinung der jungen Dame über das Heirathsprojekt einzuholen."

„O, sie wird selbstverständlich ganz der vernünftigen Meinung sein, die ich selbst von dem Plane hege. Wenn sie das nicht wollte, ei, da sollte doch gleich —"

„So ganz sicher bin ich dessen doch nicht," sprach der Weinhändler. „Die Wahrheit zu sagen, so hat Fräulein Pauline bisher sich immer ziemlich kalt gegen mich gezeigt."

„Sie wird wohl mit der Zeit freundlicher werden — haha!" lachte der Rentier.

„Herr Schultze, ich bitte, nehmen Sie die Sache nicht so leicht! Ich glaube, da ist uns Jemand im Wege."

„Was der Tausend, wer sollte das denn sein?"

„Ein junger Mann, den ich mit Pauline bereits mehrmals zusammen gesehen habe."

„Hier im Hause?"

„Nein, auf den Promenadenwegen des Thiergartens."

„Ei, da soll denn doch gleich — — hm, hm! Kennen Sie den jungen Mann?"

„Er ist mir nicht bekannt. Ein Freund aber, der bei mir war, sagte mir, der junge Mann sei ein Porzellanmaler Namens Röficke."

„Was muß ich hören?" schrie Herr Schultze ergrimmt. „Der Sohn des Hutmachers? Als Kinder haben die Beiden miteinander gespielt; nachher aber untersagte ich der Pauline auf's Strengste jeden Verkehr mit den Nachbarsleuten. Und nun muß ich erfahren, daß dennoch meine ungehorsame Tochter — na, warte Du nur!"

„Bester Herr Schultze, regen Sie sich doch nicht so auf!"

„Dabei kann man wohl aus dem Häuschen gerathen! Liebster Reichardt, Sie mögen ganz unbesorgt sein. Pauline soll mir noch heute Rede und Antwort stehen über diesen Porzellanmaler."

Reichardt entfernte sich bald darauf. Nach einer halben Stunde erschien Pauline, die einen Spaziergang gemacht hatte.

„Auf ein Wort, Pauline!" rief Schultze etwas knurrig.

„Was gibt's denn, Vater?" fragte die junge Dame.

„Soeben hat hier Jemand um Deine Hand angehalten."

„Ist's möglich? Wer denn?"

„Mein Freund, der Weinhändler Wilhelm Reichardt, den Du ja schon gut kennst."

„Was hast Du ihm geantwortet?"

„Ja habe ich gesagt."

„Vater, das kann Dein Ernst nicht sein! Niemals werde ich mich darauf einlassen! Herr Reichardt ist mir gar nicht sympathisch."

„Papperlapapp! Die nöthige Sympathie wird sich wohl mit der Zeit schon einstellen."

„Nein, Vater, den Antrag des Herrn Reichardt lehne ich ganz entschieden ab!"

„Ah, so ist es also wohl richtig, was da gemunkelt wird: es steckt ein Porzellanmaler dahinter."

Die junge Dame wurde ganz blaß; dann aber faßte sie sich rasch und sprach entschlossenen Muthes: „Du scheinst das Geheimniß ergründet zu haben. Nun denn, so wisse: ich liebe Emil Röficke und werde nie eines Anderen Weib werden."

„Hahaha! Ich sollte es zugeben, daß mein Vermögen dereinst auf den Sohn meines Feindes, einen Röficke, übergehe? Nimmermehr!"

„Vater, ich bitte Dich inständig, sei doch nicht so unbarmherzig, nicht so grausam! Gib Deine Einwilligung, Deinen Segen!"

„Pauline, ich sage Dir: nimmermehr!"

„Und ich sage Dir: ich bin schon heimlich mit ihm verlobt und werde ihn heirathen, sei es mit oder ohne Deine Einwilligung!" rief die junge Dame mit blitzenden Augen. „Es gibt für die väterliche Gewalt eine Grenze, welche Du zu überschreiten im Begriffe bist! Ich bin mündig."

„Ungerathene Tochter, ich enterbe Dich!" schrie im höchsten Zorne der Rentier. „Ich verstoße Dich!"

„Thu', was Du vor Deinem Gewissen verantworten kannst. Ich werde thun, was mir mein Gewissen befiehlt. Lebe wohl, Vater!"

Pauline verließ das Zimmer und eine Stunde später mit verweinten Augen das Haus, nachdem sie ihre Kleider und sonst einige Sachen zusammengepackt und durch eine treue Magd hatte wegtragen lassen. Auch eine Geldsumme von einigen hundert Thalern und verschiedene Schmucksachen, die ihr gehörten, nahm sie mit. Aus dem Vaterhause flüchtete sie zu einer Tante, welche die Verstoßene freundlich aufnahm.

Viel Aufsehen erregte im ganzen Stadtviertel diese Angelegenheit, welche überall besprochen wurde. Pauline wurde von Allen bemitleidet. Ueber Herrn Schultze aber brach der allgemeine Unwille los. Manche seiner Bekannten wollten fortan nichts mehr mit ihm zu thun haben. Ingrimm fraß an seinem Leben, wie die vielfache Mißachtung, der er sich ausgesetzt sah. Er ging fast gar nicht mehr aus, wurde völlig Hypochonder der schlimmsten Art. Anstatt aber sich selbst anzuklagen, wie er hätte thun sollen, wetterte er stets über seine ungerathene Tochter. Als er vernahm, daß Pauline mit dem Porzellanmaler Röficke Hochzeit gehalten, gerieth er ganz außer sich. So krank wurde er, daß er seinen Hausarzt rufen lassen mußte, den Geheimrath Doktor Ernst Ludwig Heim.

Der „alte Heim" — er zählte damals sechzig Jahre — war ein ebenso vortrefflicher Arzt des kranken Körpers wie der kranken Seele und berühmt durch die vielen glücklichen Kuren, welche er zuweilen auf originellste und seltsamste Art bewirkte.

Eines Vormittags hatte Heim in einem Vororte Berlins einige arme Patienten besucht und war eben bei dem letzten derselben gewesen. Als er aus dem Hause auf die Straße trat, um wieder in seinen Wagen zu steigen, sah er vor der Thür des Nachbarhauses eine junge Frau stehen, die ein reizendes Kind auf ihrem Arme trug.

„Herr Geheimrath!" rief sie etwas schüchtern.

Heim wandte sich zu ihr. „Aha, Paulinchen, sehe ich Sie also auch einmal wieder?" sagte er lächelnd. „Also jetzt Frau Röficke, geborene Schultze! Ei, welch' niedliches Kindchen haben Sie da!"

„Herr Geheimrath, darf ich mir die Frage erlauben: wie ergeht es meinem Vater?"

„Gar nicht nach Wunsch, liebes Kind! Er ist übrigens kränker am Geist, als am Körper."

„Ist er noch immer so böse gegen mich gesinnt?"

„Zu meinem größten Bedauern muß ich leider der Wahrheit gemäß Ja sagen."

Die junge Frau seufzte und wischte sich einige Thränen aus den Augen.

„Und wie geht es Ihnen?"

„Ach, lieber Herr Geheimrath, gar nicht gut, die Zeiten sind so schlecht."

„Läßt Ihr eigensinniger Herr Vater Sie denn ganz im Stich?"

„Ach, leider ja!"

„Aber Sie könnten doch rechtlich von ihm die Herausgabe des von mütterlicher Seite Ihnen zukommenden Erbtheils erzwingen. Strengen Sie einen Prozeß gegen ihn an!"

„Gegen meinen Vater prozessiren? Niemals, Herr Geheimrath! O, lieber will ich das bitterste Elend erdulden!"

Mitleidig schaute der alte Heim die junge Frau an. „Na, ich will's doch noch einmal versuchen, Ihren Vater zur Vernunft zu bringen," sagte er freundlich.

„Ach, Herr Geheimrath, wenn Sie das könnten!"

„Will mein Möglichstes thun!" Er stieg in den Wagen. „Adieu, liebe Frau Röficke!"

Der Wagen rollte fort, und behaglich sich zurücklehnend, dachte Heim über die Aufgabe nach, welche er übernommen hatte.

„Es wäre ja doch kurios," murmelte er, „wenn ich den eigensinnigen Esel, den Schultze, nicht noch sollte kirre machen können! Wie mag denn sonst wohl dergleichen kurirt worden sein? Im Hoftheater habe ich im April vorigen Jahres einmal etwas ganz Aehnliches gesehen. Ein grausamer Dickhäuter von Vater, der seine einzige Tochter verstößt, weil sie den heirathen will, der ihm nicht gefällt, wird im dritten Akte windelweich, es erfolgt ein rührendes Wiedersehen, thränenreiche Versöhnung, gegenseitiges Verzeihen aller Dummheiten, die gemacht worden sind, Glück und Freude. Freund Iffland spielte die Rolle des zuerst hartherzigen und zuletzt weichmüthigen Vaters ganz meisterhaft, geradezu erschütternd. Eine solche moralische Erschütterung könnte ich brauchen für meinen Patienten; das könnte eine richtige Radikalkur werden. In's Theater schleppe ich den Schultze! Da soll er sich in eigener Jammergestalt wie im Spiegel sehen. Der dritte Akt, denke ich, wird die richtige Wirkung ausüben. Es ist jetzt gerade passend — Iffland wird zu treffen sein." Und er rief dem Kutscher zu: „Nach dem königlichen Schauspielhause!"

Zwanzig Minuten nachher hielt der Wagen vor dem Hoftheater. Direktor war der berühmte Schauspieler Iffland. Theaterarzt war Doktor Böhm, den indessen der alte Heim zuweilen vertrat. Dies war auch eben jetzt der Fall.

Ungehindert drang also der Geheimrath in den Kunsttempel ein und schlüpfte auf die Bühne, wo Iffland die Probe eines neuen Stückes leitete. Eben war man mit einem Akt fertig geworden; man machte nun eine Pause.

„Bester Herr Geheimrath, was verschafft uns die Ehre Ihres freundlichen Besuchs?" fragte Iffland.

„Hm," rief Heim, „ich hoffte hier gebraucht werden zu können!"

„Gott sei Dank, wir erfreuen uns Alle des besten Wohlseins!"

„Das thut mir beinahe leid. Ich wollte Ihnen so gerne nützlich sein, da ich selbst eine Gefälligkeit von Ihnen erbitten möchte."

„Ueber solche Aussicht, Ihnen gefällig sein zu dürfen, bin ich wahrhaft entzückt! Herr Geheimrath, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ei, ich habe da einen wunderlichen Patienten, dem mit Pülverchen, Pillen und Mixturen nicht zu helfen ist; ich brauche eine moralische Erschütterung für ihn, so eine Art Gemüthserdbeben. Vor einem Jahr haben Sie ein rührendes Stück voll ergreifender Effekte aufgeführt und darin selbst die Rolle eines zuerst steinharten und dann breiweichen Vaters erschütternd dargestellt. Es paßt das Alles so merkwürdig für den Fall meines Patienten. Ich würde ihn in's Theater bringen, wenn das Stück gespielt werden könnte. Die Gemüthsbewegung, in die er gerathen müßte, würde für ihn heilsam sein."

Iffland lachte. „Welches Schauspiel meinen Sie?" fragte er dann.

„Den Titel habe ich leider vergessen."

„Können Sie irgend etwas Genaueres angeben?"

„O ja, Herr Direktor. Einige Ihrer Sätze — wobei das ganze Publikum schluchzte — sind mir noch im Gedächtniß. Bitte, passen Sie 'mal auf!"

Heim nahm eine theatralische Haltung an und deklamirte mit Pathos: „Allbarmherzige Vorsehung, meine arme, arme Klementine! Ach, durch

meine Schuld hast Du so viele Leiden erduldet! O, ich muß ja befürchten, daß die gerechte Rache des Himmels mich noch dafür niederschmettern wird!"

Eine kleine Schauspielerin sagte halblaut: „Der Herr Geheimrath spielt Probe vor dem Herrn Direktor, weil er wahrscheinlich nächstens debutiren will!" Darauf entstand ein allgemeines Gekicher.

Heim wandte sich um und drohte schalkhaft lächelnd mit dem Zeigefinger.

„Jetzt weiß ich, welches Stück Sie meinen, Herr Geheimrath," sagte Iffland. „Es hat den Titel „Klementine", nach dem Namen der Heldin. Ein dreiaktiges Schauspiel ist's, ein richtiges Rührdrama, sehr geschickt nach dem Französischen bearbeitet von der talentvollen Frau v. Weißenthurn."

„Würden Sie dies thränenselige Schauspiel wohl wieder einmal zur Aufführung bringen?"

„Gewiß, es ist ein vortreffliches Zug- und Kassenstück. Nur in dieser Woche ist's noch nicht möglich. Aber in nächster Woche kann's geschehen."

„Dadurch erweisen Sie mir einen Freundschaftsdienst. Sie werden doch hoffentlich selbst wieder die Rolle des Vaters spielen?"

„Versteht sich!"

„Wenn's glückt, so wird das eine sensationelle Kur. Nun will ich nicht länger stören. Besten Dank, Herr Direktor, für Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit!" Er schüttelte Iffland die Hand. „Adieu allerseits! Bessern Sie sich, schöne kleine Spötterin!"

Und der alte Herr schlüpfte ebenso rasch von der Bühne, wie er gekommen war, und verließ gleich darauf das Theater.

— — — — — — — — — — —

Einige Tage darauf besuchte er Herrn Schultze in der Mauerstraße. Der Rentier saß, in seinen Schlafrock gehüllt und mit einer weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe, auf einem weichen Sorgenstuhl. Und ganz erbärmlich sah er aus.

„Herr Geheimrath," sagte er kläglich, „die Pillen haben ebenso wenig geholfen, als neulich die braune Mixtur."

„Das will ich wohl glauben," versetzte Heim ruhig. „Hier können weder Pillen noch Mixturen helfen."

„Sehen Sie mich doch einmal recht aufmerksam an! Glauben Sie, daß ich die Gelbsucht bekommen werde?"

„Nicht nur die Gelbsucht, sondern noch weit schwerere Uebel stehen Ihnen bevor."

Schultze stöhnte herzbrechend.

„Das ist Ihre eigene Schuld!" rief Heim. „Warum machen Sie sich unnöthigerweise das Leben zur Qual! Söhnen Sie sich aus mit Ihrer Tochter! Dann könnte man Ihnen wohl noch fünfundzwanzig gute Jahre garantiren."

„O, sprechen Sie mir doch nicht von meiner ungerathenen Tochter!"

„Warum nicht? Neulich habe ich Pauline gesehen, draußen vor des Porzellanmalers Wohnung, ganz zufällig. Dem jungen Ehepaar ergeht es recht kümmerlich."

„Kein Wunder! Solchen ungerathenen Töchtern muß es immer schlecht ergehen."

„Ei, sie hat ein reizendes Kind, welches Emil heißt."

„O!" ächzte Schultze verzweiflungsvoll. „Emil Röficke heißt das unglückselige Würmchen — gerade so wie der verruchte Hutmacher!"

„Sie sollten doch Ihrem kleinen Enkelchen etwas Gutes erweisen."

„Niemals! Mein Testament will ich machen, da es doch wohl mit mir zu Ende geht. Milden Stiftungen will ich Alles zuwenden und meine ungerathene Tochter gänzlich enterben."

„Das dürfen Sie gar nicht! Lassen Sie nur den Notar kommen; er wird's Ihnen schon klar machen. Ihre Tochter hat auf den Pflichttheil rechtlichen Anspruch. Ja, ja, es ist wirklich schwach bestellt mit Ihnen."

„Ganz erbärmlich, Herr Geheimrath!"

„Da Pillen und Mixturen nichts mehr nütze sind, so muß nunmehr zu einer heilsamen Operation geschritten werden."

„Zu einer Operation?" fragte erschrocken der Rentier.

„Jawohl, aber es ist gerade keine von den schlimmsten."

„Sagen Sie mir doch —"

„Sie werden das Nöthige zur rechten Zeit erfahren, nach einigen Tagen."

„Ich möchte aber doch gern wissen —"

„Ein andermal! Heute habe ich Ihnen gar nichts zu verordnen. Adieu, Herr Schultze!" —

Der Alte blieb zurück, gequält von einem neuen unbehaglichen Gefühl. Das Wort Operation übte auf ihn einen unheimlichen Eindruck. —

Drei Tage später erschien Heim wieder. Es war um sechs Uhr Abends.

„Geschwind, Herr Schultze, machen Sie sich fertig!" rief er. „Es muß nun zur Operation geschritten werden. Ziehen Sie also gefälligst Ihren besten Rock an!"

„Weshalb?" fragte erstaunt Herr Schultze.

„Ich geleite Sie in's Theater."

„In's Theater? Herr Geheimrath, dazu bin ich nicht aufgelegt. Sie belieben wohl zu scherzen!"

„Es ist durchaus nöthig! Darin besteht ja eben die Operation. Ich muß es ergründen, ob noch etwas Anderes in der Welt für Sie Interesse hat, als Ihr ewiger eigener Jammer."

„Ich will nicht."

„Wenn Sie meine Anordnungen nicht mehr befolgen wollen, so muß ich selbstverständlich fortan darauf Verzicht leisten, Ihr Hausarzt zu sein. Adieu, Herr Schultze!"

„Bleiben Sie doch, verehrtester Herr Geheimrath! Nur nicht gleich so grimmig!"

„Wollen Sie mich in's Theater begleiten oder nicht?" fragte Heim, bei der Thür stehen bleibend.

„Nun ja, ich will — wenn's denn durchaus sein muß!" brummte der Rentier.

Im Grunde verspürte er eine bedeutende Erleichterung, als er vernahm, daß unter der gefürchteten Operation nur ein Theaterbesuch zu verstehen sei. Also kleidete er sich rasch um, und die Beiden begaben sich in's Theater und nahmen Plätze in einer Seitenloge. Es rollte der Vorhang empor, und das Schauspiel „Klementine" begann.

Die Bearbeiterin Frau v. Weißenthurn, welche damals mit unermüdlichem Fleiße neben Kotzebue und Iffland die deutschen Bühnen mit brauchbaren Novitäten versorgte, verstand sich sehr gut auf krasse theatralische Effekte. Herr Schultze verhielt sich zuerst theilnahmslos und mürrisch; doch wurde dies anders, noch bevor der erste Akt zu Ende gespielt war. Allmälig gerieth er in Aufregung, die sich immer mehr steigerte. Was da auf der Bühne vorging, hatte eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit seinem eigenen Familienjammer. Wie in einem Spiegel sah der hypochondrische Rentier sich durch Iffland's Meisterspiel verkörpert.

Auch die junge Schauspielerin, welche die Rolle der Klementine darstellte, spielte ergreifend. Herrn Schultze wurde dabei immer schwüler zu Muthe; unruhig rückte er hin und her; zuweilen wischte er sich den Schweiß von der Stirne. Dies Alles beobachtete der alte Heim mit wahrem Vergnügen.

Als der dritte Akt mit den erschütterndsten Scenen gespielt wurde, die zum Beschluß zur Versöhnung und Verzeihung führten, da blieb fast kein Auge im Hause trocken. Auch Herr Schultze war so gerührt, daß er weinen mußte.

„Es hat trefflich gewirkt," murmelte Heim zufrieden. „Jetzt ist er endlich mürbe."

„Herr Geheimrath!" ächzte der Rentier. „Sie wissen, wo meine geliebte Pauline wohnt! Ach, senden Sie doch sogleich einen Boten zu ihr! Ich will mich aussöhnen mit meiner Tochter und ihrem Gatten."

„Bravo!" rief Heim triumphirend. „Herrlich gelungen ist also diese Radikalkur!"

Er ging hinaus und kehrte gleich darauf mit der schon vorher verständigten Pauline zurück, die mit ihrem Kinde auf dem Arme noch zweifelnd und schüchtern die Loge betrat. Hier spielte sich nun eine rührende Versöhnungsscene ab, gerade wie vorhin drunten auf der Bühne.

Der Rentier war völlig geheilt, ganz verändert, und fortan der liebevollste Vater, Schwiegervater und Großvater.

Wie herzlich dankte Pauline dem klugen alten Heim!

Mannigfaltiges.

Ein Schlangenabenteuer. — Von Kapstadt aus machten einige Herren einen Jagdzug in's Innere des Landes, um zwei Leoparden zu erlegen, welche den Kolonisten großen Schaden zufügten. Sie saßen in der Nähe von Hout-Bay in einer Fischerhütte beim Frühstück, als dieses durch einen eigenen Zufall gestört wurde. Ein junger Mann nämlich, welcher erst seit kurzer Zeit im Kaplande und als Diener beim Wirthe eingetreten war, trat plötzlich in das Zimmer und hielt eine mächtige Brillenschlange in der Hand.

„Sehen Sie, was ich mitten auf dem Wege vor dem Hause gefunden habe," sagte er unbefangen, denn er kannte die gefährlichen Eigenschaften seiner Gefangenen nicht.

Beim ersten Blick erkannten die Jäger das giftige Reptil und sprangen erschrocken vom Tische auf. „Um Gottes willen, halten Sie das Thier fest, wo Sie es gefaßt haben," riefen sie ihm einstimmig zu, denn glücklicherweise hatte er dasselbe am Halse dicht unter dem Kopfe ergriffen, und die Schlange hatte sich um seinen Arm gewickelt, nachdem sie aus der Erstarrung, in welche sie durch den kalten Nachtthau versetzt worden und in welcher sie der junge Mann gefunden hatte, erwacht war.

Mit dem Leben kehrten auch die schlimmen Eigenschaften dieses gefährlichen Thieres zurück; sein Kopf blähte sich auf, und drohend bewegte es seine Giftfänge auf und nieder.

Die Gegenwart eines solchen Gastes im Zimmer ließ den Jägern nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn sie Alle kannten die tödtlichen Eigenschaften des Reptils; sie baten den Diener, nur so fest wie möglich zu halten und die Schlange nach Kräften zu würgen; der arme Mensch wurde leichenblaß, sobald er die Natur seiner Gefangenen erfuhr, und schloß seine Hand krampfhaft um den Hals der Schlange. Einer der Herren sprang schnell zu seinem Beistande herbei, indem er seine Hand noch um die Hand des Dienes legte, und mit aller Kraft würgen half, und seinen von dem Reptil umwickelten Arm unterstützte, um das Loskommen des Thieres zu verhindern; unterdessen eilten die Uebrigen, ein kleines Faß herbeizubringen, in welches sie die Schlange lebendig hineinstecken wollten.

Bald kamen sie damit an, und nun begann der gefährlichste Theil des Abenteuers, nämlich das Abwickeln der Schlange von dem Arm und das Einführen derselben durch das Spundloch in das Faß. „Nur langsam" — so erzählte einer der Jäger — „und mit größter Mühe konnten wir die Ringe der Schlange abwinden und in das Spundloch einschieben, denn das Thier, wie natürlich, sträubte sich wüthend, und seine schlüpfrige Haut glitt uns durch die Finger; oft hatten wir es bis zur Hälfte im Fasse, als es plötzlich mit Blitzesschnelle sich wand und unsere Arme umschnürte, und da die Schlange über fünf Fuß lang war, hatten wir viele Mühe mit ihr. Endlich gelang es uns, sie bis an den Hals, welchen wir noch krampfhaft mit unseren Händen umschlossen hielten, in das Spundloch einzuzwängen, und nun galt es den voll Wuth und Gift aufgeblasenen Kopf auch hineinzubringen; denn in diesem Zustande ist der Kopf bedeutend dicker als der Körper. Einer von uns entledigte sich seines wollenen Jagdkittels und legte ihn wie ein dickes Polster zusammen, und wir gaben ihm einen solchen Druck, daß das Thier beinahe erstickte; während es noch betäubt war,

zogen wir die Hände vom Halse zurück, der Beistehende drückte der Schlange das wollene Kissen auf den Kopf und zwängte diesen so durch das Spundloch in das Faß, worauf wir dasselbe verschlossen und einige Luftlöcher hineinbohrten, um das Ersticken der Schlange zu verhüten; unser Wild konnte dann so leicht keinen Schaden mehr thun, aber der arme Schlangenfänger, der Diener, war noch einige Tage ganz krank infolge der ausgestandenen Angst. [C. T.]

Die letzten Augenblicke des Buchhändlers Palm. — Der Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg wurde bekanntlich auf Befehl Napoleon's am 26. August 1806 zu Braunau am Inn zum Tode verurtheilt und auch dort erschossen, weil er angeschuldigt war, das vom Grafen Julius v. Soden verfaßte Büchlein „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet zu haben. Die Geschichte dieses schmählichen Mordes ist viel besprochen und beschrieben, nicht so die letzten Augenblicke vor und nach Palm's schaudervollem Ende. Diese erzählt ein Augenzeuge, der Todtengräber Joseph Tschaumer, folgendermaßen:

„Es war am 26. August, als mich der Stadtpfarrer Pöschl zu sich rufen ließ und mir die traurige Weisung gab, im Freythofe sogleich ein Grab zu öffnen, da die Franzosen heute noch einen kürzlich hierher gebrachten Buchhändler Namens Palm erschießen wollten. Kaum nach Hause gekommen, trat ein Sergeant in meine Stube, der mir in schlechtem Deutsch den Befehl des französischen Kommandanten überbrachte: daß ich den Mann, der heute erschossen würde, sogleich auf dem Richtplatze einscharren solle.

Es mag um zwei Uhr am Nachmittage gewesen sein, als ich mit meinen Gehilfen auf der äußersten Bastei gegen die österreichische Seite als dem mir von dem Sergeanten bezeichneten Richtplatze mit Krampe und Schaufel ankam. Gleich darauf sah ich von der Stadt her ein französisches Regiment dem Richtplatze zu marschiren; in ihrer Mitte den unglücklichen Palm auf einem Vorspannwagen. Er sah blaß aus und war im ernsten, eifrigen Gespräche mit den bei ihm auf dem Wagen sitzenden Geistlichen Pöschl und Gropp. Lautlos kam das Regiment am Exekutionsplatze, auf dem sich außer mir und meinen Helfern Niemand als neugieriger Zeuge zudrängte, mit seinem Schlachtopfer, dem unglücklichen Palm, an und formirte ein Viereck, dessen hintere Seite gegen Oesterreich offen blieb.

Der Vorspannwagen hielt stille, Palm sprang behende von demselben herab, übergab sein von Thränen durchnäßtes Schnupftuch einem der Geistlichen mit der Bitte: es seiner unglücklichen Frau zu senden, sprach noch einige mir unverständliche Worte mit den beiden Geistlichen und trat dann festen Schrittes gegen die äußerste Mitte der offen gelassenen Frontseite, wo ihn ein aus mehreren Soldaten und einem Offizier bestehendes Peloton bereits erwartete. Einer von den französischen Schergen trat vor, verband dem Unglücklichen die Augen; Palm kniete nieder.

Da schlugen die Soldaten von dem nahestehenden Peloton auf den Knieenden an — und auf des Offiziers letztes Zeichen knallten die fränkischen Büchsen.

Palm stürzte rücklings hinüber — er war nicht zum Tode getroffen. Laut wimmerte er — krallte vor Schmerzen die Nägel seiner Finger in die von seinem Blute befleckte Erde.

Es war eine lautlose, entsetzliche Pause, die nur das Gestöhn des Schwerverwundeten schauerlich unterbrach.

Da warf sich Pfarrer Pöschl auf die Erde zu ihm nieder, schrie laut und wiederholt: „Jesus Maria, stehe mir bei!", während Gropp an den zu Pferd die Exekution kommandirenden Offizier hinsprang und ihn beschwor, dieser qualvollen Scene doch ein Ende zu machen.

Da winkte der Kommandirende, ein Offizier trat vor, befahl dem Pfarrer Pöschl, sich bei Seite zu halten, sechs Musketiere setzten ihre Gewehre dem auf der Erde sich Windenden auf den Kopf und die Brust an, ihre Büchsen knallten, und weithin spritzte das Gehirn des kugelzerschmetterten Kopfes. Der unglückliche Palm hatte ausgelitten." [C. T.]

Humoristisches.

Der schlechte Wein.

Weinreisender: Freut mich, Sie so gesund zu sehen . . .

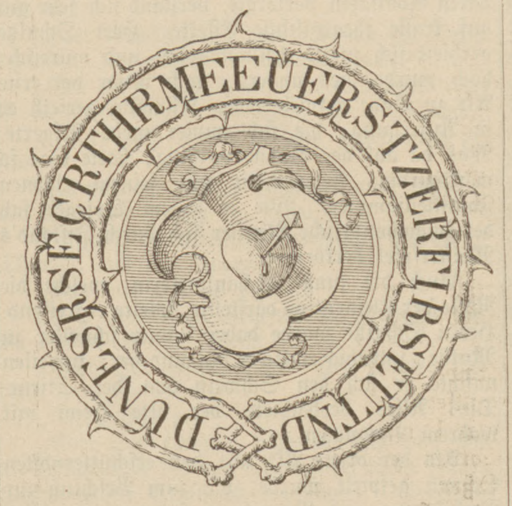
Kunde: Ist 'n wahres Wunder bei Ihrem Wein!

Aus den Bädern.

Sie: Aber, Herr Lieutenant, was Ihnen doch nicht einfällt! Sie kennen mich erst zwei Tage und wollen mich schon küssen?!

Lieutenant: Ich bitte um Verzeihung, Stern meines Lebens, aber ich kann mir nicht helfen, mein Urlaub geht bereits zu Ende.

Bilder-Räthsel „Symbolik des Gefühls".



Obige Buchstaben, in anderer Weise geordnet, ergeben eine Sentenz.
Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:
Alle Menschen haben ein gleiches Recht auf Glück.

Charade. (Dreisilbig.)

Wer möchte sich den Ersten weih'n!
Denn zu den Ersten zu gelangen,
Um, von der Dritten eng umfangen,
An meinen Ersten hoch zu hangen,
Da müßte man das Ganze sein!

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösungen von Nr. 43:

des Diamant-Räthsels:

H
J O D
D O H L E
O S T E N D E
H O H E N L O H E
M I L L I O N
G E O R G
E H E
E

des Homonyms: Reuß.

Verlag der Buchdruckerei der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Ges. m. b. H., **Thorn**.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.